

Illyrisches Blatt.

ZEITSCHRIFT

f ü r

Vaterland, Kunst, Wissenschaft und geselliges Leben.

Nr. 7.

Samstag den 22. Jänner.

1848.

Der Graf von Montquesnel.

Novelle von Leopold Kordesck.

Unsere deutschen Komiker vermögen wohl auf die Nachmuskeln ihrer Zuhörer zu wirken, jedoch — mit Ausnahme weniger — meistens auf Kosten sichtbarer Anstrengung; sie müssen sich das Komische oft mühsam aneignen und bleiben größtentheils unbeholfen dabei; selten, daß Einer von Innen heraus alle Eigenschaften des wahren Spaßmachers entfaltet: die Italiener hingegen sind geborene Komiker. Wivacität, Geistesgegenwart, unerschöpfliche, lebhaftes Phantasie, Temperament, eine erstaunliche Geläufigkeit der Zunge und ein Geberdenspiel, welches der Deutsche vergebens nachahmen würde, machen sie im Fache des Komischen unübertrefflich.

Luigi Calce galt zu Ende des achtzehnten und in den ersten Jahren des laufenden Jahrhunderts als einer der trefflichsten Mimen und Komiker auf den italienischen Theatern. — Bologna, Parma, Pavia, Mailand, Turin, Verona und Venedig wetteiferten, diesen Künstler, wenn auch nur auf kurze Zeit, zu besitzen, der, obgleich noch jung, in seinem Fache fast unerreicht dastand, überall Enthusiasmus erregte und Auszeichnungen aller Art genoß. Calce besaß vom leicht erregbaren, lebhaften Temperament des Italiensers eine überschwänklische Dosis, war jedoch immer Herr seiner Mienen und konnte Leidenschaften wunderbar beherrschen, wie die meisten seiner Landsleute; aus seinen schöngewölbten, dunklen Augen leuchtete aber nichtsdestoweniger unverkennbare Bonhomie, während seine kühn aufgeworfene Lippe jenen leichten Troß, jene Eitelkeit zur Schau zu tragen schien, die den Glücklichen eigen zu seyn pflegen, denen von allen Seiten Huldigungen zufließen: genug, Calce war der Mann des Tages, wo er auf dem Theater erschien. Luigi's Herz schien gegen zarte Frauenliebe keineswegs unempfindlich, schlug es doch in der Brust eines jungen Italiensers! Manche Bühnenschönheit hatte Eindruck auf ihn gemacht, aber — tiefgefühlend, wie er war — konnte er den Gedanken nicht ertragen, daß diejenige, — die er sein nennen sollte, sich gleich ihm von der Bühne aus den Blicken des männlichen Publikums bloßstellen sollte. „Per bacco! ertappte ich sie auf Blicken mit einem Manne, sie wäre da verloren,“ betheuerte

er oft im traulichen Gespräche bei seinen Freunden. Da er trotz seines lockern Lebens sich doch etwas erspart hatte und bei seinem immer wachsenden Rufe nicht zweifeln durfte, eine Frau ernähren zu können, die ihm nichts mitzuverdienen brauchte, so benützte er einmal einen kleinen Theater-Urlaub, um nach Bergamo zu einem entfernten Verwandten, einem Winger, zu reisen, der sich, dem Rufe nach, einer eben aufgeblühten, wunderschönen Tochter zu erfreuen hatte, verliebte sich Knall und Fall in die liebliche Giovanna, und heirathete sie ohne Umstände und ohne alle Aussteuer — eine zweite Griseldis an Anmuth und Dürftigkeit. Der Segen des glücklichen Wingers war fast das Einzige, was Giovanna, geschmeichelt, einen so hübschen und gewissermaßen berühmten Mann ihr eigen nennen zu können, mit sich nehmen konnte, als sie mit ihrem Gatten abreiste. Calce schwamm in Wonne, eine so reizende, junge, unverdorbene Frau zu besitzen, die nur seinem Glücke lebte, die er nicht den neugierigen Blicken lorgnettirender Theatergaffer bloßstellen, sondern in stiller Behausung für sich behalten durfte; trotzdem aber wollte er, daß seine junge Gefährtin seinem Namen Ehre mache, daß sie den Neid Aller erwecke, die sie in seinem Arm durch die Straßen wandeln sahen. Wenige Tage nach dieser heuglichen Verbindung sah man das junge Paar prächtig gekleidet durch die Gassen Mailands lustwandeln und die eigenmächtige Verlängerung des Urlaubs hätte den glücklichen Ehemann bald in große Fataleitäten verwickelt. Endlich nöthigten die zu Monden ausgedehnten Flitterwochen den Künstler, seinem Berufe zu folgen, und Calce's Auftreten rief wieder das homerische Gelächter der italienischen Enthusiasten auf jenen Theatern hervor, die ihn ambulando ihr eigen nennen konnten, denn Ortsveränderung war Calce's schwache Seite von jeher.

In der schönen Herbstzeit des Jahres 18** sah man in Verona an mehreren Abenden, wenn eben leicht die Dämmerung eintrat, eine dichtverschleierte Dame, gefolgt von einer alten Dienerin, den Weg gegen die Porta di S. Giorgio einschlagen und gleich außer dem Thore von der Straße rechts einen Seitenweg gegen das majestätische Bergcastrum San Felice einbiegen, welches den großen, von der raschen Etsch durchschlängelten Häuserhaufen Verona's so würdevoll

beherrscht. Die Gebieterin schritt den schmalen Weg rüstig hinan, ohne umzublicken; die kleine Alte aber sah sich mit ihren abschrauten, durchdringenden Augen öfter um, und konnte eben deshalb der anscheinend jungen Dame kaum nachkommen, der sie oft vergebens: *Piano, Signora, piano!* mit gedämpfter Stimme zurief. Wenn man so die zwei Gestalten den Berg hinaufsteigen sah, indem die Dämmerungsschatten immer enger den Horizont umschlossen, so mußte man ihnen entweder viel Muth zutrauen, oder zugeben, daß sie sich auf irgend einen unsichtbaren Beschützer verlassen konnten; denn der Weg ist in diesem Theile meistens sehr einsam und nur irgend ein Manderiere, von der Höhe der Campagna nach Hause kehrend, störte dessen Einsamkeit um diese Zeit. In kleinen Städten, wo Klatschen und Späßen nach fremden Geheimnissen Mode ist, hätte man diesen fast allabendlichen Pilgerfahrten längst nachgespürt und sie ausgekundschaftet; in dem großen Verona achtete Niemand darauf, oder es schien wenigstens so.

Ungefähr in der Mitte des Weges bis zur Castellhöhe, an einem Thurmvorsprunge der steil emporstrebenden Festungsmauer, war eine Art von hölzerner Hütte angelehnt, die offen stand und dazu gedient hatte, daß man darin Schanzzeug und Maurerwerkzeuge aufzubewahren pflegte, indem man kurz vorher an einigen Stellen der Ringmauer namhafte Reparaturen vornehmen mußte. Man hatte diese Hütte sodann stehen lassen. Dieses Plätzchen nun schien das Wanderziel unserer Spaziergängerinnen zu seyn; denn kaum hatte das Dämchen die kleine, runde Plathöhe unter hörbarem Herzklopfen, welches man entweder dem schnellen Bergsteigen, oder vielleicht auch einer andern Ursache zuschreiben konnte, erklommen, als ein stattlicher, schlanker Mann in einen leichten, schwarzen Orleansmantel gehüllt und mit einer Roßhaarmütze bedeckt, aus der Hütte sprang und, wie es schien, freudig bewegt die Angekommene empfing. Eine andere dunkle Gestalt, allem Anscheine nach sein Diener, stand in angemessener Entfernung. Der Mann im Mantel schien von sehr feinen Manieren zu seyn. Er pflegte die Dame nie in die Hütte zu führen, sondern nahm galant und zierlich ihren Arm, und stieg langsam und öfter stehen bleibend unter leisem, flüsternden Gespräche den Bergpfad wieder abwärts, indem sein Diener, oder wer sonst der Mann hinter ihm war, und die Begleiterin der Dame auf 30 Schritte Entfernung den Voranschreitenden folgten. Bis sie sämmtlich die *Porta di S. Giorgio* erreichten, war es gewöhnlich schon so dunkel, daß man ein Erkennen nicht leicht befürchten konnte, wenn es daran lag, unerkannt zu bleiben. Am Thore pflegte die Unbekannte stets den Schleier wieder über das Gesicht zu ziehen, trotz der Dunkelheit. Wenn das Paar gerade an einer Straßenlaterne, die zur damaligen Zeit noch keine besondere Helle verbreiteten, vorüberstrich, so konnte man durch den Schleier die leuchtenden Augenblitze gewahren, welche die Dame von Zeit zu Zeit auf ihren Begleiter abschoss, der beständig in sie hineinredete. Der Mann führte seine Verschleierte gerade aus, bog dann rechts über die Eischbrücke, ging an der Domkirche vorbei bis auf den sogenannten »grü-

nen Ploß,» wo er an der Ecke einer Gasse, wie es schien, mit vieler Decenz und Achtung die Hand der Dame zum Abschied küßte, und als sie dann in der Gasse verschwand, mit seinem Begleiter durch den großen Schwibbogen und über die *Piazza dei Signori* hinwegschritt.

Jeder Beobachter der Beiden würde es sonderbar gefunden haben, daß sie ein so weites Ziel zu ihren Rendezvous bestimmten, bei dem sie jedoch nicht ohne Zeugen seyn wollten, endlich daß die Frau fast gar nicht sprach, sondern nur immer dem Begleiter zuzuhören schien. Doch wir lassen die beiden nächtlichen Wanderer gewähren — ohne Motive ist keine Handlungsweise.

„Liebe *Giovanna!*“ sprach eines Abends *Luigi Calce*, aus dem *Teatro filarmonico* nach Hause kehrend, wo er in einem Lieblingsstücke von *Gozzi* eben einen großen Triumph gefeiert hatte, „ich muß Dir sagen, daß mich all’ der Beifall doppelt freut, wenn meine Augen Dich im Parterre wissen. Warum erscheinst Du nicht, wie ehedem, an jedem Abend im Theater, und ziehst seit einiger Zeit vor, daheim mit Deiner alten *Marietta* zu plaudern? — Sieh, das verdient Strafe!“ setzte er nach einer Pause scherzend hinzu, als die Gattin im reizenden Negligé statt aller Antwort ihre Hand um seinen Nacken gelegt hatte und einen Kuß auf seine Stirne drückte.

„Freut es Dich vielleicht nicht mehr, Du Gute?“ fragte er, „oder lorgnettirt Dich etwa wieder so ein Lasse, wie *Conte Trevolpi* in *Bologna*, mit dreister Unverschämtheit? — sag’ es, und ich will es ihm versalzen; sag’, ist’s so?“

„Nichts von all’ dem, *Luigi* — die *Migraine*, Du weißt es, weiter nichts hinderte mich bisher, zu allen Vorstellungen zu gehen, aber nun ist’s besser, weit besser, und da es Dir, guter, guter Mann! Freude macht, will ich keinen Theaterabend mehr versäumen; doch sieh, Dein Nachtmahl!“

Indeß war *Marietta* eingetreten, eine herrliche Hammelkeule und einen Teller mit jenem köstlichen Salat tragend, den man nur in *Verona* genießen kann. *Giovanna* brachte aus einem Schranke eine Bouteille Wein herbei und setzte sich an die Seite des Heißhungerigen, der dem Nachtmahl alle Ehre anthat.

„*Diavolo*, alte *Marietta!* sag’ an, wie es kommt, daß Dir Abends das Essen immer weit besser geräth, als Mittags? Welche pikante Sauce, wie duftend, wie delicat ist Alles!“

Marietta schmunzelte wie verlegen und trippelte süßgrinsend ab, als fürchtete sie sich vor weiteren Lobeserhebungen, *Giovanna* machte an den Fenstervorhängen sich etwas zu thun, und *Calce*, zufrieden, daß ihm Alles so wohl schmeckte, vergaß bald unter neuerlichem Räuen die Fragen zu wiederholen, sumimte endlich, vom Tische aufstehend, ein damals beliebtes Opernlied und suchte bald darauf, ermüdet von des Abends Anstrengung, glücklich wie ein König, sein Lager.

(Fortsetzung folgt.)

Schnelle Resolution.

In einem Theecab, wo die Damen
Meist führen des Gesprächs Lauf,
Ward jüngst man unter andern Schnurren
Die wunderliche Frage auf:
Ob jene Taube, die einst Noah
Das Delblatt brachte froh und frei,
Ein linkes Männchen oder aber
Ein Weibchen wohl gewesen sey.
Die Frauen stimmten, wie natürlich
Einmüthig alle d'rüber ein:
Ein Weibchen wäre es gewesen,
So müsse es, so soll' es seyn.
Doch da erhob sich aus den Reihen
Der grobe Rathherrscher Saul
Und rief: „Ein Männchen ist's gewesen! —
„Denn Weiber, — das ist leicht zu lösen, —
„Die nehmen sich kein Blatt vor's Maul!“
Gustav Schönlein.

Feuilleton.

Ein Buch aus Schiller's Bibliothek. — Es dürfte bei der Gelegenheit, als wir Herrn Kunst auf das Debut des „Carl Moor“ erwarten, nicht uninteressant seyn, zu erfahren, daß Herr Kunst im Besitze des einzigen Exemplars von Schiller's „Räubern“ ist, welches sich in der Privatbibliothek des großen Dichters vorzufinden. Als Herr Kunst im März des Jahres 1835 zu Trier gastirte, erhielt er nach einer Vorstellung des „Carl Moor“ am andern Morgen von dem königl. preussischen Appellationsgerichtsrathe, Ernst von Schiller, das Buch, nebst beifolgendem, wörtlich gleichlautenden schmeichelhaften Schreiben zugesendet:

„Herrn Wilhelm Kunst

„beehre ich mich, dieses Exemplar von Schiller's Räubern aus der mir überkommenen Bibliothek meines Vaters, des Verfassers, als Denkmal dankbarer Anerkennung der gestern auf hiesigem Theater ganz ausgezeichnet gegebenen Darstellung der Rolle des Grafen Carl von Moor mit der ganz ergebensten Bitte zu überreichen, sich des Sohnes des Dichters auch in der Ferne freundlichst zu erinnern.“

„Trier am 8. März 1835.“

„Ernst von Schiller m. p.,
k. preussischer Appellationsgerichtsrath in Köln.“

Angesehene Preise sind dem Künstler für dieses schätzbare Buch geboten worden, aber er betrachtet es als eine heilige Reliquie und es ist ihm um keinen Preis feil.

— d —

Die Blumen und die Frauen. — „Die Frauen sind mit den Blumen verwandt,“ sagt Dr. Jung in seinen Vorlesungen „Frauen und Männer“, „oder stehen doch wenigstens mit ihnen in Sympathie, daß sie all' ihre geheimsten Gefühle, ihre Anerkennung und ihre Huldigung, so ihre Treue und ihren Verlust, ihre Freude und ihre Trauer durch Blumen ausdrücken. Sie stecken Blumen und schmücken sich mit Blumen und wäre es, in Ermangelung der echten, mit künstlichen. Besonders aber die Seligkeit der Liebe ist viel zu geheimnißvoll und zu zart beim weiblichen Geschlechte, als daß Mädchen die Sprache der Zunge oder der Feder wagen sollten, da selbst der leiseste Ton und der feinste Strich ein zu lautes und deutliches Geständniß wäre, und sie wählen die — Blumensprache. Die Braut trägt den Myrthenkranz zum Altare und noch die Matrone bewahrt ihn als Heiligtum auf, und jeder Geburtstag wird mit Blumen gefeiert, ja, selbst wenn man den Sarg in die Grube senkt, haben die Frauen ihn mit Blumen geschmückt, und Blumen werfen sie dem geliebten Todten nach auf den einsamen Hügel.“

Das Chloroform — ist eine aus Chlorkalk und rectificirtem Spiritus gewonnene, chemische Substanz. Das Chloroform muß jedoch, wenn es die bekannten Wirkungen hervorbringen und nicht unangenehme Folgen haben soll, durchaus rein seyn, und zwar ist es ein Kennzeichen seiner Reinheit, wenn sich die Substanz im Wasser nicht auflöst; die geringste Auflösung desselben im Wasser läßt bereits auf seine Untauglichkeit zu chirurgischen Zwecken schließen.

Eine gräßliche Scene, — die Alles überbietet, was französische Romanschriftsteller Schauderhaftes erfinden, ereignete sich am 15. Dec. v. J. Nachts auf der Straße von Paris nach Vichy in einem im Bau begriffenen Hause, an dem die Arbeiten der Kälte wegen eingestellt sind. Man vermuthete, daß sich dort ein Verbrecher verberge, der schon mehrere Missethaten ausgeführt hatte. Drei Gensd'armen, mit einer Blendlaterne versehen, durchsuchten das Haus und fanden in einem Stalle auf Stroh einen halbentkleideten Menschen. Auf den Befehl der Gensd'armen, ihnen zu folgen, erklärte er sich bereit, er wolle nur seine Beinkleider anziehen. So wandte er sich um, bückte sich, hatte aber einen versteckten Dolch ergriffen und stürzte sich damit auf den nächsten Gensd'armen. Zum Glück glitt der Stof auf dem Bändel der desselben ab und verletzte die Brust nur leicht. Doch die Blendlaterne war dem Gensd'armen dadurch aus der Hand geschleudert und nun herrschte das tiefste Dunkel. Der Verbrecher wollte sich jetzt mit dem Dolche Bahn machen und stieß im Finstern wüthend hin und her; die Gensd'armen waren zwar mit Säbeln bewaffnet, wollten dieselben jedoch nicht gebrauchen, weil sie einander zu verwunden fürchteten. Der Kampf war verzweifelt: auf der einen Seite ein Mensch, der mit der Wuth eines wilden Thieres um sein Leben focht, auf der andern drei entschlossene Männer, deren Ehre es gebot, den Verbrecher nicht entkommen zu lassen. Dieser hatte schon sieben und zwanzig Wunden ausgeheilt! Da entschied ein glücklicher Zufall. Er traf einen der Gensd'armen so mit dem Dolch, daß er ihm fast den Daumen abschnitt; doch dieser verlor die Besinnung nicht, sondern schlug den Bösewicht mit dem Säbelgefäß so auf den Kopf, daß er bewußtlos hinstürzte, und spießte ihn dann durch den Hals an den Boden fest. So endete dieser grausenhafte Kampf im Dunkeln. Der Verbrecher wurde mit aller Sorgfalt, die sein Zustand erforderte, nach der Conciergerie gebracht. Er ist ein entsprungener Sträfling.

Todtenschan von 1837. — Selten hat wohl ein Jahr (nach Angabe des „Spiegels“) eine größere Menge bedeutender Menschen hingerafft, als das so eben abgeschlossene. Wir nennen nur die österreichischen Erzherzoge Joseph (Palatin von Ungarn), Carl und Friedrich, M. Ludovika (Herzogin von Parma), die Philologen Ribbeck und Jacobs, die Herzge v. Wibel, v. Raimann, Dieffenbach; ferner Felix Mendelssohn-Bartholdy, Vladislav v. Pyrker, Joseph Kopácsy (Fürst-Primas von Ungarn), den Staatsminister v. Lodenberg, Rühle v. Lilienstern, Caroline v. Wolzogen; Frau Paal-zow, Frau v. Weissenhurn. — Franzosen: die Mars, Fürst Polignac, Soulié, Brogniart, Grandville.* — Briten: O'Connell, Liston, Turner u. s. w.

Geschriebene Porträte. — In Wien schreibt ein Calligraph (meldet die „Bohemia“) sehr getreue Porträte mit der Feder; wir sagen schreibt, weil seine Porträte aus lauter geschriebenen, vollkommen leserlichen Zeilen bestehen. Ein Porträt Staudigl's besteht in dieser Art aus einer

*) Neuerlich auch Eugenie Adelaide Louise, Prinzessin von Orleans.

Skizze seines Künstlerwirkens seit 1840. Der Calligraph heißt Adolph Mosbauer und ist der Sohn eines armen Schullehrers zu Königswarth in Böhmen.

Papierkorb des Amüsanten.

Eine wohlhabende Frau von Z*** (berichtet die „Theater Zeitung“), welche in der Nähe des Burgtheaters wohnte, besuchte dasselbe an einem Regen drohenden Tage. „Sebastian“, sagte sie zu ihrem neu aufgenommenen Bedienten, „er muß genau Acht haben auf das, was ich ihm sage; er ist nie als Bedienter in einem Hause gewesen, paß’ er auf, daß er keinen Fehler macht: er muß mir meine Galoschen und ein Parapluie bringen und im Foyer auf mich warten, sobald es regnen sollte.“ — „Ganz wohl, Euer Gnaden“, sagte Sebastian. „Was hab’ ich denn hernach zu thun?“ — „Sobald er mich aus dem Theater kommen sieht, merke er wohl, macht er es genau so, wie die andern Bedienten.“ — Die Frau ging in’s Theater; es regnete wirklich und Sebastian that, wie ihm geheißen. Nach dem Stücke merkte Sebastian nun genau, wie die andern Bedienten sich anschickten. Er hörte sie nach den Wagen ihrer Herrschaft rufen und sah, wie sie ihren Gebieterinnen entgegen eilten. „Der Wagen für Gräfin W.“ hieß es; „der Wagen für die Fürstin W.“ u. s. w. Sebastian prägte sich dieß Alles tief ein. In diesem Momente erblickte er seine Dame; er glaubte es also recht gut zu machen und schrie mit lauter Stimme, indem er seiner Herrin entgegenlief: „Die Galoschen und das Parapluie der Frau von Z***!“

Im Schauspielhause wurde ein neues Trauerspiel gegeben. Der Rathsherr W., der sich unter den Zuschauern befand, schlief schon im zweiten Acte. Spottend machte Jemand den Dichter auf diese Wirkung seines Stückes aufmerksam. — „Was will das sagen?“ erwiderte dieser, „der Herr Senator glaubt sich in der Rathssitzung zu befinden.“

Es wollte sich Jemand bei dem Grafen G*** mit der Meldung schön machen, daß viele Beamte Schnurbärte tragen. „Das ist freilich sehr schlimm!“ sagte dieser mit nachdenkender Miene, „und schreiben diese Beamten mit ihren Schnurbärten?“ — „Das wohl nicht,“ war die Antwort. — „Nun, so lange der Bart sie nicht im Schreiben hindert, mögen sie ihn immerhin tragen,“ erwiderte der Graf gelassen.

Dieser Tage ließ (schreibt die „Bohemia“) sich in einer böhmischen Stadt ein corpulenter Mann einen Zahn reißen, und athmete, um den Schmerz nicht zu fühlen, zuvor Schwefeläther ein. Die Operation ging glücklich vorüber — aber der Patient verharrte in seinem bewußtlosen Zustande und versiel endlich in einen festen Schlaf, aus welchem er durch kein Mittel erweckt werden konnte. Man wußte sich dieses Phänomen nicht zu erklären und fing bereits an, für den Patienten zu fürchten, als dieser endlich nach Verlauf von zwölf Stunden erwachte und den besorgten Anwesenden das Räthsel löste. Er hatte sich nämlich aus allzu großer Aengstlichkeit, falls der Schwefeläther zu schwach wäre, ihn zu betäuben, vor der Operation in ein Weinhaus begeben und vom ersten Lebenssaft eine ziemlich starke Dosis genommen.

Ein kleines Mädchen fragte: was eine Fischangel für ein Ding sey? es erhielt zur Antwort: „es ist ein Strecken mit einem Wurm an dem einen, und mit einem Narren an dem andern Ende.“

Der Dichter Puttmann schickte kürzlich an H. Heine ein Gedicht für sein Album, wobei er bemerkte, wie er sich überzeugt halte, daß Heine mit seiner Richtung einverstanden seyn würde. Darauf soll Heine — wie der „Rhein. Beob.“ (freilich eine sehr verdächtige Quelle) meldet — geantwortet haben: er würde nicht nur mit seiner Richtung, sondern auch mit seiner Hinrichtung einverstanden seyn.

Literatur.

I.

Von der Frau.

Ein schönes, von freundlicher Gedankenfülle beglänzt, Bienenstuck voll Duft und Farbenschmelz ist E. Schücking’s „Uebersicht der deutschen Romane und Erzählungen“ in der Beilage zu der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ Nr. 137 und 174 verflochtenen Jahrs. Er fängt mit dem außerösterreichischen Deutschland an und geht dann auf Oesterreich über. Von österreichischen Novellisten und Romanenschriftstellern nennt E. Schücking bloß Adalbert Stifter u. Franz Stelzhammer. Die Muse der Erzählung tritt zwar in Oesterreich hinter die lyrische zurück, aber diese zwei Namen sind doch gewiß nicht die einzigen Vertreter der erzählenden Prosa in Oesterreich. Um zuerst den Boden eines gerechten Vergleichs mit dem übrigen Deutschland festzustellen, sind von den ungefähr 38 Millionen Oesterreichern beiläufig 19 Millionen Slaven, 5 Millionen Wälsche, 4 Millionen Magyaren und noch eine bedeutende Anzahl Balaschen, Juden u. s. w. abzugiehen. Jede dieser Nationalitäten hat ihre gesonderte Literatur; für die deutsche in Oesterreich verbleiben nicht 10 Millionen Einwohner, und auch diese befinden sich durch ihre Mischung mit andern Sprachverwandten in ungünstigerer Stellung, als die volldeutschen Stämme außer Oesterreich. Dieß voraus geschildert, läßt sich nicht in Abrede stellen, daß die deutsche Schönliteratur in Oesterreich im Verhältnisse zum übrigen Deutschland zurücksteht. Ich behalte die Beweisführung, die mich hier zu weit führen würde, einer schicklicheren Gelegenheit bevor und beschränke mich nur auf eine Ergänzung des Schücking’schen Aufsatze. Aber auch bei dieser übergehe ich mehrere österreichische Prosaischen von gutem Klange und hebe nur Einen aus meiner nächsten Nähe hervor. Ich meine Adolph Ritter v. Eschabuschnigg.

Eschabuschnigg hat bereits vor mehr als 10 Jahren 2 Bände Romane herausgegeben. Neben mehreren Anfangsstudien, deren jedoch keine leicht oder talentlos ist, erblickt man bereits zwei schon fleißig ausgearbeitete Büchlein, welche den Gang bezeichnen, den der Verfasser in Zukunft nehmen würde, und da die damalige Zukunft bereits Vergangenheit geworden ist, auch wirklich genommen hat. Im Jahre 1840 erschien eine größere Novelle in 2 Bänden, „die Ironie des Lebens,“ bei Mohrmann in Wien. Sie hat große Fehler; ich meine den zu doctrinären Ton, der mitunter an Haltung verliert, aber eben so große Vorzüge einer reinen, gestaltungsvollen Tendenz und künstlerischen Darstellung an sich. — Die im Jahre 1841 bei Pfausch in Wien herausgegebenen „humoristischen Novellen“ zeigen das Talent des Verfassers im erfreulichsten Fortschritte begriffen, denn neben mancher bloß witzig und satyrisch ausbeimender gesetzten Scene findet man bereits das lautere Gold eines tiefen, aber nicht herben Humors. Wer die „Metamorphosen“ und die „Kinder der Sonne“ gelesen hat, wird dem Gesagten beipflichten. Das bald darauf erschienene „Buch der Reisen“ zeigt uns E. als einen feinen, aber nicht überschwärmlichen, tunkennenden, aber nicht falsch entzuckerten Touristen. Im Jahre 1846 gab E. bei Beckenast den Anfang eines größern Romane, „der moderne Eulenspiegel,“ in zwei Bänden heraus. Es ist weder meine Absicht, noch hier der Ort, eine Recension dieses Werkes zu geben; es sey nur bemerkt, daß die Anlage desselben eine großartige und die Ausführung eine sehr verdienstvolle ist. Volle Würdigung kann dieser Roman erst erhalten, wenn er beendet seyn wird. Außerdem gab E. im Jahre 1841 ebenfalls bei Pfausch in Wien die zweite vermehrte Auflage seiner im Jahre 1834 bei Arnold in Leipzig erschienenen Gedichte heraus.

Durch die kurze Aufzählung und Skizzirung dessen, was E. als Dichter bereits geleistet hat, wollten wir andeuten, daß sein Name einen wohl erworbenen Anspruch habe, bei Besprechungen der österreichischen Literatur überhaupt, besonders aber bei jenen der Novellen- und Romanliteratur, unter den besten mitgenannt zu werden; Herr E. Schücking aber wolle diese Zeilen nicht als eine Widerlegung seiner Meinung, sondern als einen Beitrag zur Ergänzung seines Artikels betrachten.

Paul Renn.